

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 273.

Dienstag, 23. November.

1913.

(21. Fortsetzung.)

## Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebela Rühl.

Wulffen hatte sich in seinem Sitz tief nach hinten gelehnt, so daß sein Gesicht im Schatten war, aus dem heraus er Herbert scharf beobachten konnte.

Herbert merkte es, er stand auf und stellte sich an den Ofen, um sich dem hellen Lichtkreis zu entziehen.

„Starre mich nur nicht auch so an, als ob ich ein Verbrecher bin! Na, oder hättest du dem Alten das Geld bis zu seinem letzten Atemzug gelassen, trotzdem du weißt, wie es anderen mit vollen Händen nachgeworfen wird?! So sage doch etwas . . .“

„Wenn ich das Geld gebraucht hätte und es meiner Frau recht gewesen . . .“

„Gebraucht, gebraucht! Bin ich denn ein Millionär? Die Ansprüche wachsen ins Unendliche und . . .“

„Deine Ansprüche — vergiß das nicht! Ich glaube nicht, daß Dina . . .“

„Gut, denn also meine Ansprüche! Beschalt nicht! Meine wachsenden Ansprüche machen aber, daß mein Haus wächst, und ich versichere dir: Mein Haus stemmt sich nicht dagegen, sondern wächst enorm in seinen Forderungen, ohne nachzurechnen, woher es kommt. Ich bin also verpflichtet, dafür zu sorgen, einen ganz anderen Fundus zu beschaffen, und darum habe ich mich entschlossen, meinem reichen Schwiegervater unbequem zu werden. Ich sage dir, ich baue nicht auf Sand!“

„Vielleicht auf dem Orgel-Anger?“

„Woher hast du das?“

„Es ist bereits davon gesprochen worden.“

„Von wem?“

„Das ist ja gleich, Herbert! Ich könnte es dir nicht mal genau sagen, wenn ich wollte. Also die Sache bestätigt sich?“

„Ganz im Vertrauen: ja! Ich werde morgen abschließen. Wie denkst du darüber?“

„Gar nicht. Ich habe doch keine Geschäftsnase! Was kann ich da sagen? Man wundert sich nur, daß Petri nicht zugreift — es ist ihm natürlich in erster Hand angeboten worden; er hat es rund ausgeschlagen.“

„Weil Petri doch im Grunde ein Kleinräuber ist, der das Geld nicht überfieht — er traut sich nicht heran! Er fürchtet sich, ein paar tausend Mark opfern zu müssen, bei denen er nicht 100 v. S. einheimst! Aber mit hunderttausend Mark in Händen kann man was machen, sage ich dir.“

„Es ist ja möglich, und ich will es dir wünschen. Warum nicht? Als Petri vor dem Tor zu bauen anfing, hat Hünf-Bügelchen auch die Hände gerungen — und jetzt ist der Erfolg da! Also warum nicht?“

Herbert war zu Wulffen auf das Sofa gestürzt und umhalkte ihn: „Siehst du, lieber Perle, das war ein herziges Wort, darauf habe ich den ganzen Tag schon gewartet! Aber es fiel nicht! Nicht beim Alten und auch nicht bei Dina! Und Mutterchen wollte ich damit noch nicht beunruhigen — sie hätte es wohl auch gefunden: warum nicht?! Nicht wahr, Knut, warum nicht?! Ich sage dir, da liegt 'ne Million wirklich auf

der Straße und niemand sieht es! Trümpe vielleicht — der hat's gesehen — — der denkt an einen Rennstall. Aber er läßt sich Zeit. Er denkt, er kriegt's dann billiger, da ich doch nicht das nötige Kleingeld besitze, wie er denkt. Siehst du, daß ich es dem Trümpe aus den Fingern reiße, ehe er sich's versteht, das ist noch so mein Nebenpläsier dabei.“

„Was hast du eigentlich gegen Trümpe — zwischen euch spitzt sich so etwas zu!“

„Ich habe so allerlei gegen ihn! Und überhaupt, er fällt mir auf die Nerven.“

„Dieser indifferente Genusmensch? Der satt und gemächlich sein Geld verzehrt?“

„Ihr nehmt den alle zu gemüthlich! Diesen Adonis, der schon auf die Dörfer reitet, weil unsere Damen ihn gar so zuvorkommend behandeln! Er sucht Trauben, die sauer sind — das macht das Jägerherz doch etwas pochen!“

Wulffen lachte. „Auf dem Wege habt ihr euch doch wohl nicht gekreuzt?“

„Ach, verlieren wir über Herrn Trümpe doch keine Zeit! Also gehst du zu Dina?“

„Ich werde ihr heut kein sehr anregender Gesellschafter sein, aber wenn es ihr lieb wäre, gern. Und wo gehst du noch hin?“

„Ich will in den Klub.“

Es trat ein tiefes Schweigen ein. Dann hob Wulffen sich aus seinem Sessel und sagte: „Dann wollen wir uns aufmachen, in der Nacht kann ich doch nicht in dein Haus einbrechen.“

Beim Anziehen im Korridor sagte Herbert: „Otto hat heute auch endlich revoktiert.“

„Otto? Womit?“

„Er hat heut dem Alten erklärt, daß er Schauspieler wird — wir wußten ja schon lang drum.“

Wulffen vergaß, sich den Hut aufzusetzen. „Das wird ja immer hübscher! Und das habt ihr wohl noch unterstützt?“

„Weil es das Einzige ist, wozu er taugen wird! Und gerade weil er Geld hat, soll er doch seiner Neigung leben, die ihn seit der Schulbank beherrscht! Gabriele Barten hat ihn zum Bekennen gebracht. Die beiden haben sich auch wohl sonst zueinander gefunden, trotzdem ich das für ein Unglück halte, für beide Teile. — Davon weiß der Alte natürlich noch nichts. Auch wir vermuten es nur.“

„Armer Lauter!“

„Wie? denn „armer Lauter“? Wenn's weiter nichts ist?“

„Na, wie man's nimmt! Von seinem Standpunkt aus . . .“

„Adieu denn! Grüße Dina!“

„Wir werden dich erwarten, also finde in Zeiten heim.“

„Nur keinen Zwang bittet! Bleibe, solange du willst und so lange Dina dich behält, aber beschalt komme ich nicht früher, als ich eben komme!“



Wulffen sah dem Freunde nach. Er hatte doch immer noch gemeint, ihn zu übersehen. Aber es wurde schwieriger und schwieriger. War Herbert wirklich nur eine unbändige Kindernatur, der die Sonne nie unterging, mit allen guten Reimen und Instinkten verschwenderisch ausgestattet? Oder wucherten in dem treibenden Baume Schädlinge und giftige Säfte, die ihn trotz allem vernichten mußten?

Dina saß in ihrem „Biered“, wo sie ihre Abende mit einem Buche oder einer Handarbeit zuzubringen pflegte. Seiner Kleinheit wegen hatte Dina ihm den Namen gegeben, es war wirklich nur gerade so ein Biered, dessen gelben Wände man mit einem Blick umfaßte. Gelb Damast war das kleine Empiresofa, die niedrigen, tiefen Sesseln, gelb die Vorhänge, gelb die Majolikentische und gelb der Schleier der hohen Ständerlampe neben dem Sofa, unter der ein Teetischchen mit Geräten aus Altkupfer warm ausleuchtete.

Dina hatte eines der Sesseln nahe an die Lampe herangerückt und arbeitete an einer großen Wagendecke für Papa Ehren, die sie zeitig in Angriff nahm, um sie für den nächsten Herbst fertig zu stellen, wenn die Fährten über Land anfangen, ungemütlich zu werden.

Auf dem Tischchen vor dem Sofa lag ein Buch, das Dina nur wenige Minuten vorher aus der Hand gelegt hatte; daneben stand ein Körbchen mit Wollknäueln, kleinen Notizbüchern und einem Paar langer, hellblauer Seidenstrümpfe, die aus der letzten Gesellschaft etwas verwundet heimgekommen waren, und denen Dina, ihrer Kostbarkeit wegen, ihre persönliche Pflege angedeihen lassen wollte. Sie war sehr tief in Gedanken versunken und hatte die Nadel aus der Hand gleiten lassen, als Katrin Lütke ihr meldete, daß Herr Dr. von Wulffen vor der Tür stünde.

Dina sprang auf und trat ihm herzlich entgegen: „Herbert ist leider nicht zu Hause.“

„Ich weiß, er hat mich hergeschickt, Ihnen die Zeit zu vertreiben, obwohl ich annehme, daß Ihnen die Zeit gewiß nie lang wird.“

„O, was Sie glauben, Doktor! Und wie lang manchmal! Aber das ist ja so lieb von Ihnen, daß Sie sich haben schicken lassen. Herbert hat natürlich ein schlechtes Gewissen, darum sucht er bei Ihnen Hilfe.“

„Ja, ja, freilich, und zu Ihnen braucht er mich nicht lange zu nötigen.“

„Kommen Sie, ich mache uns sofort einen heißen Tee. — Sie rösten den Toast dazu.“

„Mit tausend Freuden!“

„Was sagen Sie nun zu all diesen Geschichten, Doktor? Ich bin ganz nervös und habe wirklich heute nicht Kraft und Mut gefunden, zu meinem armen Vater zu gehen — ich schäme mich auch.“

„Ach, aber warum? Da sehen Sie doch wohl zu schwarz!“

„Ist das Ihre ganz persönliche Ansicht?“

„Ja! Natürlich, Väter sind nie entzückt von Gewaltstreichern, und darum kann einem ja der Kommerzienrat vorübergehend leid tun. Aber im Grunde kann er sich doch nicht wundern! Er hätte an Herberts Stelle ganz gewiß nicht anders gehandelt als Schwiegerjohn eines reichen Mannes. Und daß, wenn man mit seinen doch berechtigten Forderungen abgewiesen wird, leicht ein Wort fällt, das einen gleich hinterher reut — ja, lieber Gott, es ist menschlich! Wenn Sie sich mit der Sache vertrauter machen, werden Ihre Gedanken darüber sich auch ändern.“

„Ich habe doch den ganzen Tag nichts anderes gedacht und war nun auch beinahe schon auf dem Punkt angelangt.“

„Na also. Und Ihr Herr Vater wird auch heut oder morgen dahin gelangen. Und offen gestanden, die Baupläne imponieren mir!“

„Glauben Sie denn, daß Herbert wirklich bauen lassen wird?“

„Wozu lauft er sonst das Terrain?“

„Vielleicht nur, um einen plausibeln Vorwand zu haben, Papa das Geld abzufordern.“

„Frau Dina . . .“

„Ach Gott, ja, es ist schlecht von mir, das zu denken, aber ich kann mir nicht helfen, ich komme von dem Gedanken nicht los. Glauben Sie mir, er braucht Geld, Geld, bar Geld, um nach allen Seiten freie Hand zu haben, um . . .“

„Um was . . .?“

„Um hier mal unvermutet alle Brücken abzubreaken und nach Berlin überzusiedeln — ja, ja, glauben Sie mir!“

„Aber wie kommen Sie darauf, liebste Frau Dina?“

„Ich habe so meine Ahnungen — natürlich darf ich sie vor Herbert nicht laut werden lassen; es würde ihn fränken, ihn heftig machen. Ich soll doch nichts vorahnen, über nichts nachdenken, ehe er mir den Anstoß dazu gibt. Ich soll blindlings mit ihm mitgehen, und das kann ich nicht immer, so umgehend wenigstens nicht. Er kommt mit allem Fertigen so plötzlich wie eine Bombe, und dann leidet er darunter, daß ich mich erschrecke, anstatt ihm jubelnd an den Hals zu fliegen und „ja, ja!“ zu schreien. Ob ich das je lernen werde, weiß ich nicht, so sehr ich mir auch immer vornehme, wenigstens so zu tun, als ob ich ihm blindlings folge — ich kann es immer noch nicht recht! Aus purer Liebe zu ihm muß ich über seine Sprünge hinwegdenken und mich fragen: wo will er hin, wohin soll das führen? Was soll denn werden, wenn er baut? Sein Ehrgeiz steht in hellen Klammern! Er will alles erreichen, was sonst in zehn Händen verteilt liegt: Reichthum, Ruhm, Ehren, Titel und Höchstkultur, und dazwischen rieselnd ganze Bäche glücklichen Genießens, materiell, geistig, künstlerisch und menschlich! Ich fürchte, es wird ein Tag kommen, wo er sich selbst nicht mehr übersieht. Ja — mir will es scheinen, als ob das schon jetzt manchmal der Fall wäre.“

„Zum Beispiel . . .?“

„Er hat es sich in den Kopf gesetzt, ein erster Verteidiger zu werden, der ganz einfach in die Großstadt übersiedeln muß, um den Anforderungen seiner Klientel gerecht zu werden. Er sieht auch in der Richtung die Millionen nur so regnen!“

„Da bin ich allerdings überrascht; denn meine feste Überzeugung ist es, daß Herbert alles, nur kein großer Redner werden kann! Haben Sie ihn beobachtet, wenn er einen Toast ausbringt?“

„O ja! Er sucht nach den Worten, er hat nicht die überlegene Ruhe, die etwa Oberst Atklader hat, wenn er spricht. Seine Gedanken arbeiten viel schneller — er kann ihnen nicht kaltblütig folgen — seine Lippen wollen dann noch Dinge sagen, über die sein Gehirn längst hinweg ist!“

Dina hantierte mit dem Wasserkessel und Wulffen schnitt Scheiben des weißen Wiener Brotes und steckte sie auf die lange Gabel, um sie vor dem offenen Ofen über der Glut zu rösten.

Eine kleine Weile sagte er nichts. Dann, vorsichtig eine frische Scheibe auf die Gabel ziehend, sagte er ohne Dina anzusehen: „Wie klar Sie sich über ihn sind!“

„Wundert Sie das?“

„Doch! Die Liebe soll doch blind machen!“

„Leidenschaft vielleicht, Rausch! Die Liebe ist an sich etwas Abgeklärtes, sie sieht schärfer, viel schärfer, als Haß und Feindschaft — sie sieht und horcht und zittert für das Gestehte, weil sie die großen Leiden heranschwimmen sieht, die sich zur Flut stauen, kurz vor der Verheerung!“

„Sie sind in Sorge?“

„Ohne daß ich es mir so recht eingestehen mag!“

(Fortsetzung folgt.)



Es läßt sich keine Unwahrheit behaupten, ohne daß man ihr zu Siebe noch andere Unwahrheiten andichte.

Lejefrucht.



# Erlebnisse einer Köchin in einer Großstadt Rußlands.

(Zens. N<sup>o</sup>.)

Wie schwer ist es, eine Köchin in Feindesland zu sein! Dazu noch eine männlichen Geschlechts! So wurde ich schon in unserm lieben Vaterland in diesem Amt zu zwei Offizieren berufen. Nach unserer Ankunft in G. . . . lagen mir auch die Pflichten ob, unsere Wohnung einzurichten. Das einzige, was ich in der Wohnung vorfand, waren drei alte Dienstmädchen, denn die Herrschaft war ins Innere Rußlands geflüchtet und hatte diese drei armen Geschöpfe als Inventar zurückgelassen. Für Möbel und was zur Einrichtung einer Wohnung gehörte, sorgte ich mir anderwärts. Innerhalb acht Tagen hatte ich Wohn- und Schlafzimmer komplett eingerichtet und mit allen Küchengerätschaften versehen. Nun begann eine neue Sorge für mich. Da wir aller Voraussicht nach den ganzen Winter in G. . . . blieben, galt es für den Winter zu sorgen. Dazu gehörten Kartoffeln, Gemüse und dergleichen. Mit Hilfe unseres Pferdeburken verschafften wir uns 8 Zentner Kartoffeln und 30 Stück Kohlköpfe. Einen Garten, welcher die Kleinigkeiten, wie Suppengrün, Rote Rüben, Morrrüben, Tomaten usw. enthält, habe ich ganz in der Nähe meiner Wohnung. Die Hauptsache ist die, daß ich billiger kaufe als in Wiesbaden auf dem Markte.

Mein schwierigster Gang führt nach dem Markte, denn das Fleisch und Fett wächst hier nicht auf dem Felde. Selbst ein Feldgrauer muß hier fest auf seinen Beinen stehen, wenn ein Händler den Mund aufmacht und Preise fordert, denn der macht hier das Geschäft auf dem Markte. Und doch kommt hier wieder die männliche Köchin zur Geltung. Es wird interessieren, wie sich der Kauf zwischen mir und dem Händler gestaltete. Der deutsche Gouverneur hat dem Übel ein Ende bereitet, denn er hat die Preise festgesetzt, daß der Geschäftsmann nicht mehr wuchern kann. Also betrogen wurde er nicht, aber er bekam nur den Preis, der bestimmt war. Ich sah ein schönes Stück Fleisch und sagte: „Schneide ab drei Pfund „Koscher“. „Vieher Herr, 1 Mark das Pfund“, war die Antwort, und die meinige: „Schneide ab!“ Nun habe ich mein Fleisch im Korb. Papier zum Einschlagen muß man sich selbst mitbringen. Ich habe abgezähltes Geld. 3 mal 44 ist 1,32 M. Da gab es dann eine kleine Auseinandersetzung. Ich verwies ihn auf die Verfügung vom Kommandanten und schon gab er sich zufrieden. Ja, sie schämten sich nicht zu Anfang für das Pfund Nierenfett 3 M. zu fordern!

Als ich nun nach Hause kam, begann ich das Mittagmahl herzurichten. Eines Morgens wollte ich nach dem Proviantamt, um Lebensmittel zu kaufen. Wem sollte ich das Mittagessen anvertrauen? Keine der drei alten Dienstmädchen verstand Deutsch und ich nicht Polnisch. Durch eine Jüdin im Hause verständigte ich eine der Damen, daß ich ihr die Zubereitung des Mittagmahles überlassen müsse. Sie sollte nach ihrem Gutdünken etwas kochen. Ich übergab zwei Pfund gepökeltes Schweinefleisch, worauf wir die Jüdin auf deutsch versprach, alles gut bis um 12 Uhr zu richten. Chabuster sollte das Essen heißen, wegen meiner also Chabuster, aber „Dopscher“ war meine Antwort, das einzig polnische Wort, das ich verstand und sprechen konnte.

Um 11 Uhr kam ich zurück. Der Chabuster kochte drunter und drüber und niemand war in der ganzen Behausung zu sehen. Ich untersuchte den Inhalt des Topfes und es schien mir, als wenn sie eine rote Rübe feingeschnitten hätte und dazu noch die eigenartige Farbe des Chabusters. Ich wußte nichts anderes zu tun, als in dem Topf zu rühren. Mittlerweile wurde es 12 Uhr. Die Herren mußten bald kommen. Ich war deshalb ganz ratlos. Unterdessen trat einer der Herren zu mir in die Küche mit der Frage, was es „Gutes“ gäbe? „Chabuster“ antwortete ich. Er sah in den Topf, schüttelte den Kopf und sagte: „Mensch, das Zeug sieht ja aus, als ob ein alter Infanterierrock ausgelocht worden wäre. Mit diesen Worten ging er. Ich ließ mich gar nicht irre machen und rührte ruhig weiter in der Hoffnung, die von mir angestellte Köchin ließe sich sehen. Endlich kam sie denn mit einem Topfe sauren Rahm in der Hand. Sie löste mich von dem Rühren ab und im Nu war das Essen fertig. Sie hatte mich auch schon bald zur Verzweiflung gebracht. Nach dem Genuß des Mittagmahles bekam ich die Rote „Vorzüglich“.

Am 18. Oktober vollbrachte ich ein Meisterstück, das ich noch zum Schluß erzählen will. Mein Freund aus Wiesbaden

hatte eine Flasche Öl requiriert und hatte nichts Eiligeres zu tun, als sie mir zu bringen, mit dem Bemerkten, daß ich ihm ab und zu eine Butterstulle und eine Tasse Kaffee gebe. Ich verwandte das Öl mittags zu Salat und zwar von einem Weißkohl, den ich fein geschnitten und in heißem Wasser gebrüht hatte. Der Salat wollte mir gar nicht munden und ich dachte, das Öl müßte schon ziemlich alt sein. Trotzdem brachte ich den Salat auf den Tisch, entfernte mich aber schleunigst aus dem Zimmer. Einer der Herren rief mich zurück und fragte, ob ich noch von dem Öl hätte. Ich brachte ihm denn noch den Rest und er machte mir die Eröffnung, daß es — Maschinöl war! So konnte ich meinem Freunde den ganzen Salat mit dem Öl versehen anstatt einer Butterstulle und Kaffee. Für diesen führen Handstreich bin ich aber zum Küchenorden vorgeschlagen! — — —

Pionier B.



## Aus der Kriegszeit.

Wie „deutsche Greuelthaten“ in Rußland in Szene gesetzt werden. Uns wird geschrieben: Grigori oder so ähnlich — bei der Häufigkeit solcher Fälle und dem strengsten, bis zur peinlichen Körperuntersuchung durchgeführten Verbot, aus dem Zarenreiche etwas Schriftliches mitzunehmen, steht der Name nicht einwandsfrei fest — war es ja wohl, der bald nach Kriegsausbruch den Reigen der Männer mit der abge schnittenen Zunge eröffnete. Er erzählte, er wäre in deutsche Gefangenschaft geraten, da die Treue gegen das angestammte Herrscherhaus ihm den Mund verschloß, hätte er keinerlei Auskunft gegeben. Hierauf hätten Schläge ihn gefügig machen sollen, dann wäre die Verabreichung eines trockenen, mit Salz eingeriebenen Brotes, das der Hunger zu verschlingen gezwungen, erfolgt. Wasser wäre trotz flehentlichster Bitte nicht verabfolgt worden, der Durst hätte wie das höllische Feuer in den Eingeweiden getobt. Trotzdem blieb der Mund des Märtyrers geschlossen. Endlich sei die Geduld der Deutschen erschöpft gewesen; sie hätten jetzt durch Zungenabschneiden das Geständnis erpressen wollen, aber auch damit nichts erzielt. Schließlich habe die heilige Mutter Gottes von Kasan, an die er (Grigori) sich in seiner furchtbaren, die Kräfte eines Menschen übersteigenden Not gewandt, ein Entsetzen gehabt und ihn aus den Händen seiner Peiniger entfließen lassen. Hier stehe er nun und erhebe Anklage gegen die verruchten Feinde des Zaren. Grigori erhielt das Kreuz des Heiligen Georg — dieser Orden entspricht ungefähr unserem Eisernen — wurde mit Geld reichlich beschenkt, durch ganz Rußland geführt und in allen Städten und Dörfern zur Schau gestellt. Die Zeitungen brachten ausführliche Berichte seiner Leidensgeschichte und das Bild des Helden, Märtyrers für die russische Sache. Als solcher wurde Grigori allgemein geehrt. Doch schließlich, wie das nun schon mal so der Lauf der Welt ist, der Mann mit der abgeschnittenen Zunge hatte wohl genug erworben, war abgetan, zog sich deshalb ins Privatleben zurück und fand Nachfolger. Die wollten genau das gleiche wie er oder doch wenigstens Ähnliches erlebt haben. Auch sie waren in die Gefangenschaft der Deutschen geraten und sollte von diesen erfolglos zur Preisgabe die Sicherheit des russischen Reiches gefährdender Geheimnisse gezwungen worden sein. Stets fand sich bei ihnen der Schnitt an der Zunge vor; die Schilderungen des trockenen, mit Salz eingeriebenen Brotes und dadurch erzeugten Durstes, sowie der Schläge und sonstigen Foltern wurden nie vergessen. Die Zeitungen nahmen gleichfalls von den Selben in langen Artikeln Notiz. Geld floß den Märtyrern von allen Seiten zu. Durch das ganze Reich reisten sie auch und wurden überall zur Schau gestellt, um die Wut des Volkes gegen uns zu entfachen. Sogar Sammlungen ihrer Bilder in Albums, die mit der Aufschrift „Deutsche Verrätherthaten“ versehen waren, legte die Regierung an, ließ diese Erzeugnisse unter das Volk verteilen und an den Ecken der Straßen Abbildungen mit besonders das Grauen erregenden Fällen ankleben. Ein Kosak mit ausgeschnittenem Kehlkopf spielt bei dieser bildlichen Anklage gegen uns die Hauptrolle. Nun leben aber im Zarenreiche nicht nur die Anhänger der schwarzen Hundert, sondern auch ganz anders denkende Personen. Und diese Leute nun wagten es, trotzdem ihnen Sibirien drohte, wenn die Regierung von ihren Forschungen auch nur die entferntesten



Kenntnis erhalten hätte, Grigori und ähnlichen Vertretern der Anklage wegen deutscher Bestialitäten näher auf den Zahn zu fühlen. Einwandfrei wurde festgestellt, daß sich sämtliche Märtyrer eines sehr schlechten Rufes erfreuten und daß solche Schnitte an der Zunge, wie sie alle aufzuweisen hatten, gar nicht von Laienhand verübt sein können. Das Sprechwerkzeug verschwindet nämlich bei der Berührung mit dem Messer regelmäßig in der Kehle. Schnitte, wie sie hier gemacht, die alle bezeichnenderweise nur eine vorübergehende Störung der Sprache zur Folge hatten, konnten also gar nicht ohne narzotische Mittel und reiche Kenntnis auf dem ärztlichen Gebiet beigebracht sein. Stark erinnerten übrigens die Eingriffe an die Maßnahmen, die in Rußland von Wundheilkundigen häufig für billiges Geld angewandt werden, um militärfrei zu machen. Was nun wieder solche den Tod herbeiführende Fälle, wie den des Kosaken mit dem ausge schnittenen Kehlkopf anbelangt, so lag, auch das wurde durch die Untersuchung höchst wahrscheinlich gemacht, ein in Rußland häufiger, öfters solche Formen annehmender Ausbruch der Volkswut gegen Selbsttäter vor. Wie gering aber die Regierung selber die Zungen deutscher Verbrechen einschätzte, geht wohl am besten daraus hervor, daß sie die Märtyrer zwar, weil ihr das bequem war, den Unfug treiben ließ, sie sogar unterstützte, aber mit einem Orden nur Grigori, an den sie wohl selber geglaubt hat, auszeichnete. G. v. L.

**Das Toplica-Tal.** Den Auftakt zur Schließung des eisernen Ringes um die Serbenschoren im Osten und Südosten bringt der Vormarsch unserer Truppen ins Toplica-Tal. Am linken Ufer der nicht unbedeutenden, ziemlich reißenden Toplica breitet sich das Hochplateau Dobritsch aus, über das schon die Römer ihre Karren (Wisch) mit Wissa im Adriatischen Meer verbindende Heerstraße führten. An der berühmten Wegekarte, der Tabula Peutingeriana, lassen sich die einzelnen Stationen noch heute verfolgen: die deutsch-österreichischen Truppen erkämpften sich dieselbe Straße, auf der einst die goldenen Adler der Legionen Kaiser Trajans siegreich vorzudrangen. Die älteste Serbenchronik erzählt, daß Jar Stefan Urosch III. 1330 auf dem Dobritsch-Plateau an der Toplica seine Heerscharen sammelte, als er gegen den großen Bulgarenfürsten Jar Schischman ins Feld zog. Und hier war es auch, wo Wladislaw von Ungarn und der „Despot“ Georg Brankowitsch von Serbien einen kurzen Frieden mit Sultan Murad II. schlossen, nachdem sie bei Wisch 1443 gegen den großen Osmanenfürsten siegreich geblieben waren. Später konzentrierte sich das gesamte politische Leben auf die beiden Hauptorte Prokuplje und Kursumlija. Die Lage der Stadt Prokuplje, die die verbündeten Truppen soeben erreicht haben, zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit der romantischen des alten bulgarischen Königstums Tarnovo. Dort in die Jantra, hier bei Prokuplje in die Toplica reicht eine Landzunge hinein, die zur Anlage eines zugleich festen und malerischen Platzes geradezu auffordert: schon in der Römerzeit gliederte sich hier an das Kastell ein Villenort an. Das heutige Weichbild der Stadt dehnt sich mit vielen regelmäßig angelegten Straßen in der Längsrichtung von Südwesten nach Nordosten auf der linksufrigen weinbepflanzten Terrasse des 452 Meter hohen Berges aus. Der Ort hieß früher Kopritjan und erhielt nach dem bedeutenden bulgarischen Historiker Jiretschek seinen heutigen Namen, als nach der Einnahme von Wisch durch die Türken die Gebeine des hl. Prokopius dorthin übergeführt wurden; Türken und Albaner nennen ihn „Urkup“. Aus der Stadtgeschichte ist erwähnenswert, daß 1689 in einem der türkisch-österreichischen Kriege der deutsche Reichsfeldherr Graf Piccolomini Prokuplje neu verschanzen und durch hannoveranische Reiterei besetzen ließ. Nach dem für die kaiserlichen Waffen unglücklichen Kriege von 1739 wanderten mohammedanische Altkonstantin aus dem westlichen Bergland in das Toplicabeben ein. Sie zahlten nur geringe Steuern und regierten sich im übrigen in patriarchalischer Weise autonom. Als der serbische „Nationalismus“ dies idyllische Dorfleben in der jüngsten Vergangenheit störte, zogen die fleißigen und sauberen Bewohner nach dem bußsameren Bulgarien, und im Toplica-Tale herrschte wieder der alferbische Schmutz und die altnationale Trägheit. Die macht sich heute auch in dem alten Arnautenhofst Kursumlija bemerkbar, das früher „Toplica“ und dann „Bela Orba“ („Weiße Kirche“) hieß und an der Stelle des Römerkastells „Ab Pines“ steht. Die vielgerühmte Kirche besaß ein riesiges massives Weidach, das

1717 bei der österreichischen Invasion eingeschmolzen und zu Kugeln umgegossen wurde. Die reichen Weislager der Umgebung wurden im 15. Jahrhundert zwar schon von deutschen Bergleuten im Dienste der Serbengaren abgebaut, harrten aber heute noch ihrer neuen Erschließung. . . Das Toplica-Tal ist ein alter tiefer Heerweg, der den deutsch-österreichischen Truppen den Zugang zur Kosovo-Landschaft, dem Distrikt des Amfelfeldes erschließt, auf dem sich schon einmal im Jahre 1389 die Tragödie Serbiens vollendete.

**Alexander der Große in der bulgarischen Sagenwelt.** Ein bulgarischer General, Kirlow, erließ vor kurzem einen Tagesbefehl, der folgendermaßen endete: „Erinnert Euch des Heroismus der Vorfahren und laßt den Ruhm Alexanders des Großen von neuem auferstehen, den Ruhm dieses großen Bulgaren!“ Im ersten Augenblick erscheint es etwas überraschend, den Mazedonier Alexander als Bulgaren zu bezeichnen, aber dies wird sofort verständlich, wenn man den wenig bekannten slawischen Sagenkreis überblickt, der sich frühzeitig um die Person des großen Feldherrn und Herrschers bildete. Die Alexander-Legende drang schon früh in die slawische Welt ein. Im 13. Jahrhundert erzählt ein polnischer Chronist ausführlich die Kriege Alexanders mit den Polen, wobei er als Belege Briefe Alexanders an seinen Lehrer Aristoteles zitiert. In Böhmen und Polen wird zur gleichen Zeit ein „Majestätsbrief“ veröffentlicht, d. h. bekannt, in dem Alexander der slawischen Rasse als Belohnung für geleistete Kriegsdienste denjenigen Teil der Welt zuweist, der sich von Norditalien bis tief in den Norden hinein erstreckt. Dieses für die Slawen sehr schmeichelhafte Dokument soll in Böhmen hergestellt worden sein. Es verbreitete sich sehr rasch bei den Südslawen. Alexander spielt die Hauptrolle in vielen südslawischen Balladen, auch das Testament Alexanders, in dem er der slawischen Rasse ihre Gebiete anweist, wird oft besungen. Vor allem aber verschwand die Gestalt Alexanders nicht bei den Bulgaren, die ihm eine eigene Geschichte widmeten, die in der Moldau im Jahre 1522 geschrieben sein soll. Der Name Alexanders des Großen war ebenso beliebt wie die Namen der größten bulgarischen Volkshelden; Alexander wird mit und neben den vielen legendenhaften Herrschern der Bulgaren genannt. Die bulgarische Dichtkunst hatte sich frühzeitig des großen Feldherrn bemächtigt und den Sagenkreis um Alexander bedeutend und in origineller Weise erweitert. Kurz: Alexander der Große war und ist ein bulgarischer Held, so daß der Tagesbefehl des bulgarischen Generals für dessen Soldaten nichts Außergewöhnliches an sich hatte, sondern diese an eine Gestalt erinnerte, die ihnen von Kindheit an vertraut war.

**Die englische Zeppelinmaske in London.** Die Beruhigungsartikel der englischen Presse, die die Zeppelinangriffe als Unternehmungen von geringer Bedeutung und geringem Erfolg bezeichnen, werden durch die auf die Zeppelinge fahrbereitenden Reklameanzeigen aufs deutlichste Lügen gestraft. Auch in diesem Falle ist der groteske Widerspruch zwischen Text und Anzeigenteil zu erkennen, der die englischen und französischen Blätter in einem sehr fragwürdigen Licht erscheinen läßt. So geschieht es, daß die bezahlten Anzeigen als unwahr hingestellt werden, was der Leitartikel in streitbaren Worten behauptet. Seit einigen Tagen findet man in den englischen und französischen Blättern große, schwarzumrahmte Anzeigen, die das Brustbild eines Mannes zeigen, dessen Kopf bis zu den Schultern durch eine mit einem in Augenhöhe angebrachten Glasfenster versehene Stoffmaske verhüllt ist. Daneben steht der folgende Text: „Seid Ihr vorbereitet auf den nächsten Zeppelinangriff? Jeden Augenblick können die Zeppeline erscheinen. Euer Haus kann durch eine Bombe getroffen werden. Bedenket, daß die deutschen Luftschiffe auch Gasbomben mit sich führen könnten. Darum schützt Euch vor Gefahr, indem Ihr Euch sofort die Kopfschutzmaske „Der Zivilist“ anschafft. Diese Maske, die von der englischen Medizinischen Akademie geprüft wurde, garantiert Eure Sicherheit. Fester Preis 4.50. Man achte genau auf die Fabrikmarke, die einzig und allein die Sicherheit verbürgt. . .“ Die Blätter, die sich auf der ersten Seite mit stolzer Ironie über die Zeppelinge fahre äußern und auf der anderen Seite jedermann anraten, in der Stadt mit einer stets zum Überziehen bereiten Gesichtsmaske herumgelaufen, scheinen demnach über die deutschen Luftangriffe zumindest sehr wankelmütiger Ansicht zu sein.